

Zeitschrift: Wohnen
Herausgeber: Wohnbaugenossenschaften Schweiz; Verband der gemeinnützigen Wohnbauträger
Band: 52 (1977)
Heft: 3

Rubrik: Von Ärzten und ihren Wartzimmern

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Jedermann muss ab und zu einen Arzt aufsuchen, sei es, dass er sich krank fühlt oder sich einer Kontrolluntersuchung unterziehen möchte. Bei der Gelegenheit macht man seine Erfahrungen, sowohl hinsichtlich der beruflichen Qualifikation des Arztes als auch der Organisation seiner Praxis.

Nehmen wir die letztere zuerst unter die Lupe. Vor Jahrzehnten konsultierte ich einen Spezialisten für Lungenkrankheiten. Ich war immer müde und hatte ständig ein wenig Fieber, weshalb ich auf die Idee kam, es könnte etwas mit der Lunge sein. Er machte allerhand, bis er endlich die Lunge röntgte, was er meiner Meinung nach sofort hätte tun sollen. Der Befund war negativ. Die Lunge war in Ordnung. Das Schlimme an der Chose war das Warten. Zwei Stunden des Schmorens im Wartzimmer waren nichts Ungewöhnliches. Einmal kann es das geben, aber doch nicht jedes Mal. Endlich sagte mir die Praxishilfe, mit der ich mich inzwischen ein bisschen angefreundet hatte, der Herr Doktor habe halt zwei Wartzimmer. Daraufhin wusste ich Bescheid. Eines war für seine langjährigen und «mehrbesseren» Patienten bestimmt und das andere für «ferner liefen». Zu der zweiten Kategorie gehörte ich, was mich erboste. Sinnerweise war er Mitglied der Sozialdemokratischen Partei.

Item, ich atmete auf, als die Behandlung soweit abgeschlossen war und kehrte nie mehr zu ihm zurück. Was zuviel ist, ist zuviel, und ich war nicht auf ihn angewiesen. Es gab genug andere Ärzte. An seiner beruflichen Eignung zweifelte ich nicht. Indem das Fieber andauerte, begab ich mich zurück zu dem Internisten, der mich schon früher behandelt hatte. Er untersuchte mich nochmals gründlich und fand die Ursache des Fiebers ebenso wenig heraus. Es verging im Laufe der Jahre von selber. Was mir während der längeren Prozedur auffiel, war der völlig andere Stil der Praxisführung.

Er führt sie vorbildlich und ist ein vorzüglicher Arzt. Von Schmoren im Wartzimmer kann keine Rede sein. Läute ich um elf Uhr an der Türe, bin ich in der Regel ein paar Minuten später im Sprechzimmer. Als ich ihn darüber befragte, erklärte er mir, das liege ausschliesslich an der Organisation, und für die ist der Arzt verantwortlich. Er ist in seiner Praxis der Chef, und er erteilt die notwendigen Weisungen an seine Praxisgehilfin, nach denen sie sich zu richten hat. Ich unterhielt mich darüber mit ihr – sie ist

eine Rotkreuzschwester – und sie sagte, manche Leute fragten, ob der Herr Doktor nicht viel zu tun habe. Sie sind dermassen an das Herumgesitze im Wartzimmer der Ärzte gewöhnt, dass sie, entfällt es, daraus folgern, er sei ein ungenügend beschäftigter Mann. Was seinem Ansehen schaden könnte: ein plötzliches Wartzimmer als Beweis für seine Gefragtheit und damit Tüchtigkeit? Unser Arzt hat diesen äusseren Beweis der Selbstbestätigung nicht nötig, und seine Praxis läuft trotzdem glänzend.

Jahre später wurde ich von einem Tag zum anderen in eine Klinik eingewiesen, wo ich mich einer schweren Operation unterziehen musste. Der Chirurg war ein freundlicher, fürsorglicher Mann und eine Kapazität auf seinem Gebiet. Nach meiner Entlassung aus dem Spital kamen die Kontrolluntersuchungen dran, und damit begann wieder das Herumgehoke im Wartzimmer. Öffnete der weissgekleidete Halbgott um 14 Uhr die Türe des Wartzimmers, warteten bereits zehn Patientinnen. Jeder Stuhl war besetzt. Auf einem Tisch stand ein Korb mit einem angefangenen Socken samt Muster, eine Aufforderung, sich die Zeit mit Lismen zu vertreiben. Es gab nur ein Mittel, sich die Hockerei zu ersparen, nämlich sich auf 14 Uhr einschreiben zu lassen und eine halbe Stunde vorher zu erscheinen, um sofort dranzukommen. Ein befriedigender Zustand ist das natürlich nicht. Es können sich ja nicht alle Patienten so verhalten.

Sein Nachfolger, der die Praxis übernommen hat, ist, wie ich gehört habe, nicht für ein Füfi besser. Bei ihm muss man auch endlos warten.

Kürzlich rief ich eine gute Bekannte an, um mich nach ihrem Wohlergehen zu erkundigen. Sie leidet seit mehr als drei Monaten an starken Kopfschmerzen unter der Stirne und ist seit dem Zeitpunkt in Behandlung bei einem Quartierarzt, der ein Allgemeinpraktiker ist. Sie war sehr klaghaft. Jedes Mal, wenn sie aufgeboten ist, muss sie anderthalb Stunden warten. Einmal ist sie ihm davongelaufen. Genützt hat die Behandlung einen feuchten Staub, was ein zusätzlicher Punkt ist.

Frage: Warum sind viele Ärzte so gleichgültig und rücksichtslos ihren Patienten gegenüber, die ihre Zeit todsicher nicht in einem Wartzimmer vergeuden möchten? Steckt hinter dieser Gleichgültigkeit unbewusst eine Art Wille zur Macht? Geniessen sie als Ärzte nicht ohnehin ein hohes Prestige in

der Bevölkerung und schauen ihnen nicht Patientinnen und Krankenschwestern im Spital mehr als genug in die Nasenlöcher hinauf? Über das Schmoren im Wartzimmer sind zahllose Klagelieder gesungen worden. Ohne den geringsten Erfolg. Die Ärzte wissen, dass wir ungern während einer Behandlung den Arzt wechseln und nützen das aus. Und sind sie zum Modearzt geworden, können sie sich sowieso einiges erlauben, das wir nicht mögen. Es scheint ihnen nicht zu schaden, sonst hätten sie ihr Gebaren längst geändert.

Neuerdings wird in Fachkreisen gefordert, es sollten vermehrt Allgemeinpraktiker ausgebildet werden, die den alten Hausarzt zu ersetzen hätten. Er ist nicht restlos verschwunden, aber in den Städten deutlich im Abgang. Auf Spezialisten können wir bei der Zunahme medizinischen Wissens und Könnens selbstverständlich nicht verzichten. Jedoch ist es nicht notwendig, wegen jeder Lappalie zum Spezialisten zu rennen. Es wäre nachher Sache des Allgemeinpraktikers, uns je nachdem einem Spezialisten zuzuweisen. Man hofft dadurch, vermehrt eine Vertrauensbeziehung zwischen Arzt und Patient aufbauen zu können. In der Diskussion wurde von den Grenzen, die dem Allgemeinpraktiker gesetzt sind, gesprochen. Greifen wir auf den Fall meiner Bekannten zurück, die seit Monaten an fast unerträglichen Kopfschmerzen leidet. Nach drei Monaten erfolgloser Behandlung rief sie einen Arzt an, den sie kennt, und klagte ihm ihr Leid. Er riet ihr, einen Nasen- und Ohrenspezialisten zu konsultieren, was sie im Einverständnis mit dem Quartierarzt machte. Allerdings hatte er zuletzt die Stirnhöhle geröntgt, dort einen leichten Schatten festgestellt und ihr Antibiotika verschrieben. Die Medikamente waren für nichts. Der Spezialist konstatierte rasch, dass für die Kopfschmerzen Polypen in der Nase verantwortlich waren. Ergo hat der Quartierarzt seine Grenzen nicht erkannt.

Vor Jahren erkrankte mein Gatte. Er hatte Fieber, nicht gerade viel, aber bei ihm ist es auffällig, wenn er Fieber hat. Ich mass dem Fieber keine grosse Bedeutung zu, liess aber den Quartierarzt, den wir schon früher konsultiert hatten, kommen. Er verschrieb ihm Antibiotika und gestattete ihm zu meinem Missfallen, trotz des Fiebers auszugehen. Nach drei Wochen zeigte sich noch keine Besserung, und ich bekam es mit der Angst zu tun. Ich machte es wie meine Bekann-

te und telephonierte dem Bruder einer Schulkameradin, der Arzt ist. Er hörte mir aufmerksam zu und empfahl mir, mich sofort mit einem Internisten in Verbindung zu setzen. Es könnte etwas mit der Lunge sein. Gesagt, getan. Am nächsten Tag nahm ihn dieser abends nach der Sprechstunde dran und durchleuchtete vorerst die Lunge. Diagnose: Brustfellentzündung. Anschliessend verbrachte mein Ältester etliche Wochen im Spital und war danach noch monatelang gesundheitlich schwer beeinträchtigt.

Warum hat der Quartierarzt nicht daran gedacht, die Lunge zu durchleuchten? Lässt man einen Patienten, dessen Temperatur wochenlang herumflackert, im feuchtkalten November ins Freie?

Ein letztes Beispiel: In einem Dorf praktiziert ein Arzt, der ein richtiger Haus- und Familienarzt ist. Die Bevölkerung kennt ihn, und er kennt sie manchmal über drei Generationen hinweg. Kam da ein langjähriger Patient zu ihm, klagte über Beschwerden beim Wasserlösen und fragte, ob vielleicht etwas mit der Prostata nicht in Ordnung sei. Ohne sich zu vergewissern, lachte der Arzt ihn aus und sagte, das sei unmöglich. Er sei viel zu jung dazu. Womit er sich irrte. Der Irrtum wurde in der Folge erkannt. Mittlerweise hatte der ältere Mann zwei Herzinfarkte durchgemacht, und man konnte ihn aus dem Grunde nicht operieren, weshalb er sich längere Zeit mit einem Katheter abquälen musste. Wa-

rum hat der Arzt ihn nicht zu einem Urologen in die nächste Stadt geschickt? Wäre der Befund negativ gewesen, hätte er zur Beruhigung des Patienten beigetragen und im vorliegenden Fall Leiden erspart. Der gleiche Fehler wird dem Arzt nicht mehr unterlaufen.

Irren ist menschlich. Auch Spezialisten können sich irren und haben sich geirrt. Nur dünkt mich, die oben beschriebenen Fehler hätten eigentlich nicht geschehen sollen. Polypen in der Nase, Brustfellentzündungen und Prostataleiden sind eher banale Leiden, die ein Allgemeinpraktiker diagnostizieren können sollte.

Der kostbarste Teppich der Welt

Persien ist eines der Länder, in denen die schönsten und die kostbarsten Teppiche gewoben wurden. Hier entstand auch vor mehr als tausend Jahren das wunderbarste Exemplar, das es jemals als Teppich auf der Welt gegeben hat. Der sassanidische Herrscher König Khosrau II. hatte ihn anfertigen lassen.

Dieser Teppich sollte die absolute Majestät des Herrschers, seinen Reichtum, seine Stärke, seine Funktion als Priester und die ewige Verbindung mit dem grossen Gott versinnbildlichen. Der Teppich zeigte eine stilisierte Gartenlandschaft mit Wasserläufen, Wegen, Blumenbeeten, Vögeln und fruchttragenden Zweigen. Der Grund bestand aus Seidenbrokat. Länge und Breite betrugen etwa 35 Meter. Ein breiter Strom, gebildet aus funkelnden Diamanten, teilte den Teppich in zwei ungleiche Hälften. Etwa in der Mitte kreuzte ihn ein schmalerer Flusslauf. Er erweiterte sich zu einem diamantensprühenden kleinen See, auf dem Vögel schwammen – Schwäne und Pfauen, dargestellt mit schimmernden Perlen und blendenden Smaragden und Saphiren.

Erde und Strombänke entlang der Flussläufe bestanden aus Goldfäden. Juwelenglitzernde Tulpen markierten die Grenze. Symbolische Strassen führten in die Mitte. Sie wurden gesäumt durch Zypressen. Blühende und fruchtttragende Bäume, gewundene, aus herrlichen Perlen gefertigte Gartenwege, phantasie-

volle Vögel und andere Darstellungen waren aus Rubinen, Amethysten und gelben und blauen Saphiren angelegt. Wo noch ein freies Fleckchen war, dort gossen sich Fluten von grünen Smaragden aus.

Jede der Farben des Teppichs hatte seine besondere Bedeutung. Gelb symbolisierte die Stärke, die Grosszügigkeit und den Reichtum. Weisses Brokat und die Perlen sollten die Reinheit, das Licht und den Frieden verkörpern, das Rot der Rubine Leben und Sieg. Der Purpur der Amethyste war die Farbe der Könige. Das Blau war ebenso die Farbe des Königtums, und das Grün der Smaragde zeigte die ewige Wiedergeburt an.

Andererseits aber besass der Teppich für die Perser, die ihren Herrscher mit Geschenken überschüttet hatten, auch eine sehr wichtige religiöse Bedeutung. Er stellte gewissermassen das Paradies dar, den ewigen Garten, nach dem sich jeder Perser nach seinem Tod sehnte. Hier wurde ihm gezeigt, was ihn nach dem Tod erwartete. Ebenso zeigte der Teppich die göttliche Rolle, die der König bei der Wiederkehr des Frühlings und beim Gang der Jahreszeiten angeblich spielte.

Der Wert dieses Teppichs lässt sich kaum genau bestimmen. Man schätzt aber heute, dass die Edelsteine und die Perlen die ungeheure Summe von etwa 200 Millionen Dollar repräsentierten. Der Liebhaberwert wäre ins Unermessliche gegangen.

Leider aber blieb dieser kostbarste Teppich der Welt nicht erhalten. Ein Enkel Khosrau II. vermochte das arabische Heer nicht aufzuhalten, das im Jahre 642 über Persien hinwegflutete. Im Namen des Propheten plünderten die arabischen Soldaten die Schatzkammer des

Königs. Der Teppich wurde aufgeteilt. Ein Fünftel sandte man an den Kalifen Omar, ein zweites Fünftel erhielt Ali, der Schwiegersohn Mohammeds, und der Rest wurde unter die 60 000 arabischen Soldaten aufgeteilt. Juweliere in Bagdad kauften die meisten dieser Teile auf – und wurden dabei im wahrsten Sinne des Wortes steinreiche Leute.

Der kostbarste Teppich der Welt lebt in der Erinnerung der Perser bis heute fort. (ADA)

Chinesische Unergründlichkeit

Versuche nie, das chinesische Volk (die chinesische Sprache) zu verstehen! Zwar – weder bin ich Politikerin, noch fühle ich mich legitimiert, ein Urteil über China und seine Bewohner abzugeben, in keiner Weise. Aber:

Es war noch vor Maos Tod. Meine Kollegin Sheila, die in einem taiwanischen Handelsunternehmen arbeitet, hatte eine kurze Besprechung mit ihrem Vorgesetzten. Entgegen ihrer sonstigen Art, die Weisungen ihres Chefs widerspruchslos entgegenzunehmen, hat sie diesmal irgendwie ein wenig gezögert. Mr. H., der das leise Zögern registrierte, verwies meine Kollegin mit einem freundlichen, aber ebenso unergründlichen und unverbindlichen Lächeln, «dear Sheila, never try to understand the chinese people!» Mit anderen Worten: siehe Textbeginn.